



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 16

Sonnabend, den 8. Ernting 1931.

Nr. 16

## Das Geschlecht der Grapen auf Karwik (Kreis Schlawa).

Von M. Giese, Karwik.

(Schluß.)

Ein schwerer Kampf erfolgte um die Erhaltung der Grapenlehen Drosedow und Bilmiz. Viel Papier wurde schon damals (1537) deswegen vollgeschrieben; Eingaben von sechs bis acht Seiten waren nichts Seltenes. Es handelte sich um folgende Sache: Gleichzeitig mit den Brüdern Joachim, Hans und Michel war auch ihr Vetter Jacob Grape in Karwik mit diesen beiden Gütern belehnt worden. Jacob war ohne männliche Erben, und darum bemühten sich die Brüder, schon zu seinen Lebzeiten die Lehnfolge für ihre Kinder zu sichern. Der Fall kam vor das Kaiserliche Kammergericht, das 1550 unter der Bezeichnung „Karl der Funft von Gotts genaden Römischer Keyser zu allen Zeiten Mehrer des Reichs“ eine Abweisung des Prozesses mit dem Bemerkten verfügte, „dem Kleger ein ewig schweigen aufzulegen und in den Unkosten und Schaden zu verdammen“. Die Grapen aber hatten sich durch diesen Streitfall die Gunst ihrer Herzöge verschert.

Der Sohn eines dieser Brüder war Ernst Grape, der von Herzog Barnim XI. im Jahre 1555 mit Karwik, das damals zum Amt Budow gehörte, belehnt wurde. Zu dieser Zeit hat auch der eingangs erwähnte Henning Grape gelebt, der für die Karwiker Kirche die Glocke stiftete. Ernst und sein Bruder Richard nahmen wieder den Kampf um die Lehen Drosedow und Bilmiz auf, der damit vorläufig abschloß, daß sie noch eine Zeit lang Herren von beiden Gütern bleiben durften.

Ernst Grape, der Jüngere, Sohn des vorigen, wurde 1607 mit Karwik und Drosedow durch den letzten Pommernherzog Bogislaw XIV. belehnt. Sein Besitzum umfaßte „16 Hakenhufen, 3 Rossäten, 1 Krug, 1 Schäfer und 1 Viertel Schafe im Gemenge“. Er gehörte zum Rate der Stadt Rügenwalde und erlangte bei Herzog Ulrich (1618—1622) die Bevorzugung, daß er von allen lästigen Pflichten, wie „Schatt, Schott und allen anderen Bürgerlichen aflagen“ befreit wurde.

Es ist natürlich nicht möglich, im nachfolgenden alle Träger des Namens Grape mit ihrer Lebensgeschichte aufzuführen. Es sollen ihrer sieben- und sechzig aus dem Hause Karwik gewesen sein, ohne die Schwiegeröhne und Töchter, von denen man zwei und dreißig Personen zählt. Wie vormals den pommerschen Herzögen, so dienten sie später den preussischen Königen vielfach als Offiziere und Beamte, nahmen mit Auszeichnungen an den Kriegen teil und betätigten sich in der Landesverwaltung. Es gab unter ihnen recht strebsame Menschen, die sich auch den Wissenschaften widmeten.

Zahlreiche Grapen fielen auf dem Felde der Ehre und besiegelten ihre Treu und Liebe zum Vaterlande mit dem Tode, namentlich in den schlesischen Kriegen. Ein anderer, Jacob Ludwig Grape, war unter Friedrich Wilhelm I. Direktor bei der neumärkischen Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin, wo er einen ausgedehnten und verantwortungsvollen Wirkungskreis hatte. Von seinen sieben Kindern blieben die Söhne unverheiratet, und darum erlosch dieser hoffnungsvoll erblickte Zweig der Karwiker Grapen mit ihrem Tode.

Nach dem Absterben noch anderer Familienangehörigen wurde Gerd Siegmund, 1730 Hauptmann im Regiment von Kleist, und nach ihm endlich sein Sohn, Friedrich Siegmund, Lehnsträger von Karwik. Dieser erwarb dazu noch erblich Quagow mit den Vorwerken Reddichow, Diebow und Dammhof. Außerdem gehörten zu seinem Besitzum Ristow und die Kolonie Neuristow, die zur Zeit Friedrichs des Großen aus königlichen Gnadengeldern angelegt worden war. Die drei Güter hatten eine Fläche von etwa 3000 Hektar.

In einem Werke des Konsistorialrats Brügge-mann über Hinterpommern von 1784 wird der Zustand dieser Güter geschildert. Darüber heißt es z. B. von Karwik: „Karwik, an der Land- und Poststraße von Berlin nach der Provinz Preußen, hatte zwei Ritterhöfe, ein Vorwerk und auf der Feldmark ein neues Vorwerk, Siegmundsthal. Dazu waren vorhanden Bestände an Eichen, Buchen und Eichen, ferner gute Wiesen an der Mole und Fischerei in mehreren Teichen. Friedrich der Große hatte als der für alles sorgende Landesvater im Jahre 1773 7000 Taler Gnadengelder gegeben. Hieron mußten jährlich 140 Taler Zinsen, also nur 2 Prozent entrichtet werden, die zu Gnadengehalten für adlige Witwen und Waisen bestimmt waren.“ Dieser Friedrich Siegmund Grape hatte eine leichte Ader. Mit der Landwirtschaft ging es bergab, und trotz der Fürsorge des Alten Fritz mußte über sein Vermögen der Konkurs eröffnet werden. Es war ein Glück, daß sein Schwager von Krocow sich seiner sechs Kinder annahm. Krocow hat in seinem Tagebuch Nachstehendes über seinen Schwager niedergeschrieben: „Der Vater (Frd. Sgmd.), welcher vordem in wohlhabenden Umständen gewesen, hatte eine sehr große Rechnung ohne den Wirt gemacht und in sehr kurzer Zeit sein Vermögen konsumiert. Seine Gattin starb, als der Konkurs ausbrach. Nachdem er das Glück hatte, seine sechs Kinder untergebracht zu haben, reiste der junge Witwer nach Schlesien zu Bekannten. In der Lotterie gewann er einige hundert Taler, und diese verführten ihn zu weiteren Reisen. So kam er nach Holland in das Haus eines begüterten Kaufmanns. Hier bewarb er sich um die Hand der Tochter, welche ihm von ihrer Seite bewilligt wurde, vom Vater aber refüsiert. Um den wahren Helben des Romans ganz auszuspielen, entschlich er mit der Geliebten aus des Vaters Hause. Nun aber hatte das kurze Glück ein Ende erreicht. Der Vater der Entführten erreichte die Flüchtigen in Frankfurt a. M. und spielte das reciproc, reiste mit der Tochter heimlich davon und ließ den armen Liebesritter im Stich. Entblößt von allem, faßte er den herzhaften Entschluß, von preussischen Werbem unter dem Namen Esparg (umgelehrt aus Grape) sich anwerben zu lassen. Das sonderbare Schicksal fügte es, daß er unter das Dragoner-Regiment von Kalkreuth kam (das spätere Kürassier-Regiment Nr. 2 in Pafewalk). Es dauerte nicht lange, so entdeckte man den Stand des Angeworbenen. Bei den gewöhnlichen Revüen zu Stargard wurde sein eigener Sohn Hans Siegmund, der damals Leutnant des Husaren-Regi-

ments von Belling war, hiervon unterrichtet, und die Folge dieser Entdeckung war, daß er sogleich zum Unter-Offizier avancierte und späterhin den Abschied als Capitain bei der Land-Miliz mit 90 Talern Pension erhielt. Er hat diese Pension und die Unterstützung seiner Kinder bis 1806 genossen, zu welcher Zeit er in Schlawa verstorben ist.“

Er war der letzte Besitzer der im Schlauer Kreise gelegenen Grapen-Lehen. Das Hauptgut Karwik ging während seiner Wanderschaft 1785 verloren und wurde subhastiert. Es meldete sich ein Grape aus Schweden als erbberichtigt, doch konnte dieser den verwandtschaftlichen Zusammenhang mit den pommerschen Grapen urkundlich nicht nachweisen, und darum schloß das Kgl. Pr. Pomm. Hofgericht zu Köslin am 17. Oktober 1785 ihn „durch Preclusions Sentenz bei Auserlegung ewigen Stillschweigens“ für immer von der Lehnfolge aus. Das Rittergut Karwik übernahm der Leutnant Konstantin von Billerbeck für 16 000 Taler. In dem Gewölbe der Karwiker Kirche liegen die Gebeine eines Generalleutnants von Billerbeck begraben.

### Nachtrag.

#### 1. Name, Wappen, Siegel der pommerschen Grapen.

Der Name Grape, Grap, Graap oder auch Gropo kommt heute noch ziemlich oft vor, namentlich in Mecklenburg, Pommern, der Neumark und auch in der Magdeburger Gegend. Die in die Städte abwandernden Abtligen legten auf das „von“ keinen Wert, und so wurde der Name bürgerlich.

Vielleicht erinnert sich mancher noch der alten schwarzen Kochkessel mit drei Beinen, der Grapen, die man früher in den Kaminen über offenem Feuer zur Bereitung der Mahlzeiten aufstellte. Heute trifft man sie nur noch in Museen an. Wappen und Siegel der Grapen-Familien hatten derartige Kessel in ihrem Felde. Das älteste dieser Siegel soll aus dem Jahre 1325 sein; es zeigt einen schwarzen Grapen in goldenem Felde und zwei rote Rosetten rechts und links über dem Kessel. Ein anderes von 1341, mit einem Grapen im dreieckigen Schilde und der Umschrift „Johannes Gropo“, ist in den Akten des Stiftes Bardowick (Kr. Lüneburg) anzutreffen, wie denn weitere Siegel in dem archivarisches noch nicht erschlossenen Kloster „Düne“ bei Lüneburg vorhanden sein sollen. Das Grapesche Wappen von Dorphagen zeigt drei schwarze Grapen im silbernen Schilde, darüber einen schwarzen Grapen zwischen zwei ausgebreiteten Adlersflügeln auf dem Helm. Das Karwiker Wappen hat drei goldene Grapen auf schwarzem Grunde, darüber den Helm mit einem nach links getehrten Adlersflügel.

#### 2. Die letzten Grapen in Deutschland.

Die Familie Grape ist heute in Deutschland nicht mehr anständig. Der gesamte Güterbesitz ging vor rund hundert Jahren verloren. Karl von Grape auf Dorphagen, ein Jugend- und Studienfreund des Freischarenführers Ferdinand von Schill, den er bei der Belagerung von Stralsund mit Lebensmitteln unterstützte, ging unverschuldet seines väterlichen Erbes verlustig und starb 1846 in Kammin, wo er

auf dem Bergfriedhof begraben liegt. Er war zweimal verheiratet; jeder Ehe entsprossen neun, also zusammen achtzehn Kinder, und zwar acht Söhne und zehn Töchter. Zwei Söhne verheirateten sich, von denen der jüngste, Emil, 1837 in Rammin geboren, infolge der drückenden Verhältnisse zur See und ins Ausland nach Nord-Brasilien (Belem do Para) ging, wo er der Begründer eines neuen Geschlechtes der Grapen wurde, während sein Bruder in Deutschland eine unverehelichte Tochter hinterließ, die 1862 starb.

Man sieht, selbst ganze Geschlechter sind wie der Einzelne dem ehernen Gang des Weltgeschehens unterworfen. Sie kommen und gehen, bestehen, solange der Baum gesund und wurzelecht ist, verwelken und vergehen, sobald sie den Boden unter den Füßen und den Zusammenhang mit der Heimat verlieren. Das war auch das Schicksal des einst so kräftigen und fruchtbaren Geschlechtes der Grapen.

Aber dort unten im fernen Süden, wo die Sonne

ihrer glühenden Strahlen herniederfendet, wo der Amazonas seine gewaltigen Fluten brausend in den Ozean wälzt und eine üppige Tropenvegetation ihren heißen Atem ausströmt, wer weiß es, ob hier unter Orangen und Limonen nicht manchmal das deutsche Blut sich regt und in kühler Abendstunde „Geister, ungesehn,“ hinüberschweben in das Land der Vorfahren, ob nicht doch noch oft genug ungewollt die Sehnsucht mächtig ihre Schwingen ausbreitet und hineilt zu den grünen Hainen und blauen Seen, an die stille, verträumte Küste unseres lieben Pommernlandes, in dessen heiliger deutscher Erde die Väter schlafen und ausruhen von Jahrhunderte langer schwerer Arbeit und heißem Ringen um die heimische Scholle.

„Bist ja doch das eine in der ganzen Welt,  
Bist ja mein, ich deine, treu dir zugesellt,  
Kannst ja doch von allen, die ich je gesehn,  
Mir allein gefallen, Pommernland, so schön!“

## Wege.

Skizzen von Alfred Lucht, Ruzer.

### Die Dorfstraße.

Was ist's, das dieser Dorfstraße den Vorzug gibt vor mancher anderen?

Die träumerische Stille ist's, fernab von der Heerstraße mit ihrem hastenden, lauten Verkehr.

Das viele Grün ist's, in das sie hineingebettet ist, das viele Grün der Weißdorn- und Lannenheden, der Bäume, der Gärten und der Rasenplätze.

Die vielen kleinen Verschiedenheiten sind's, die das Bild vor der Eintönigkeit bewahren. Hier drängt sich ein Gehöft stolz und selbstbewußt dicht an die Straße, dort lugt ein anderes bescheiden von weitem zwischen den Bäumen hervor. Hier prahlt das Rot eines Ziegelbaches, dort versteckt sich ein Rohrbach. An einer Stelle verträumt eine alte, bewachsene Mauer ihren Lebensabend, weiter unten wartet ungeduldig ein morscher Holzzaun auf seine Ablösung durch eine lebende Einfassung. Sie und da lehnt sich eine Milchbank an die Hecke, die mit ihrem lebenssprießenden Grün die spiegelblanken Rannen umrahmt. Und dann, etwa in der Mitte der Straße, die große Unterbrechung der Hecken, von der aus die Landstraße den Schulberg hinunterreißt, vorbei an der Friedenseiche, der Schule und dem Kloster.

Mit vielen Worten preisen die Fremden die Schönheit der Dorfstraße. Hin und wieder nehmen sie wohl auch ein Bildchen mit in ihrem schwarzen Sichtbildkästchen. Wenn sie's aber daheim so recht betrachten, so merken sie, daß sie doch nur ein winziges Teilchen dieser Dorfstraßenromantik eingefangen haben. Ja, so leicht geht die Dorfstraße nicht mit jedem mit.

### Die Kunststraße.

Wenn schwere Frachten auf der manchmal arg verfahrenen Landstraße nur mühsam vorwärts-

pern, dann schimpfen die Bauern, und mit tiefem Kopfnicken verpflichten ihnen die Pferde bei. Ja, wenn damals der eine Bauer nicht so starrköpfig gewesen wäre, führte die Kunststraße heute durch unser Dörflein. Aber trotz vieler guten Worte konnte er sich nicht dazu durchringen, ein paar hundert Quadratmeter seines Landes gegen eine angemessene Bezahlung abzutreten. Immer wieder suchte er den übrigen Einwohnern glaubhaft zu machen, daß jede Kunststraße eine Ueberflutung der Höfe von Zigeunern und anderem fahrenden Volk mit sich bringe. Und da die benachbarten Dörfer sich eifrig bemühten, die neue Straße zu gewinnen, sah man von dem Ausbau der alten Landstraße ab und führte die Kunststraße um unser Dörfchen herum.

Fühlen nun die Pferde die Last auf dem festen Boden der Kunststraße, so werfen sie stolz ihre Köpfe hoch auf. Bald setzen sich die Tiere in einen kleinen Trab; denn die feste Straße mit ihrem leichten, mühelosen Vorwärts hat sie bereits in ihrem Bann. Schmunzelnd fühlt der Bauer das sanfte Dahingleiten des Wagens, und lustig blickt er den leise summenden Kraftfahrzeugen nach, die ihren fernen Zielen zustreben. Auch ihn hat schon der Kunststraßen-eifer gepackt, und schmalznd ermuntert er die Pferde zu einer noch schärferen Gangart. Und über dem lachenden Vorwärts wird der Bauer ganz Freude. Aber er merkt nicht, wie er dabei einen Teil seines Ichs verliert, sein besinnliches Verweilen. Er merkt nicht, wie sein Auge nur flüchtig über die keimende Saat gleitet, wie das geheimnisvolle Rauschen alter, sturmgeräucher Baumrinden und das vielwissende Bachgemurmel nicht mehr in sein Herz dringen. Er fühlt nicht, wie hier alles an der Oberfläche haften bleibt, wie hier alles zurücktreten muß vor dem Weg

und seinem Ziel. Und der grüßende Kirchturm des kleinen Städtchens, der da plötzlich nach einer Wegbiegung auftaucht, ist ihm nicht mehr der Warnfinger Gottes, sondern er sinkt herab zum Zeitmesser, der zur erneuten Eile anspornt. Bald rattert der Wagen durch krumme, winklige Gassen und verschwindet eiligst durch die Toreinfahrt eines Kaufmannsgeschäftes.

Die Kunststraße aber schwingt sich in leichtem Bogen um das Städtlein. Sie hat keine Zeit, die

Das ist der Weisheit letzter Schluß:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,

Der täglich sie erobern muß.

Und so verbringt, umrungen von Gefahr,

Hier Kindheit, Mann und Greis sein künft'ig Jahr.

Sold ein Gewimmel möcht ich sehn,

Auf freiem Grund mit freiem Volk zu sehn.

(Goethe, Faust 2. Teil V.)

holperigen Straßen zu durchlaufen, und wären es noch so wenige.

### Der Totenweg.

Die Landstraße, die der fernen Stadt zuwandert, begleitet er nur ein kleines Stück. Dann geht er seinen Weg allein. Zunächst erklimmt er den Hügel, den man hierzulande Berg nennt. Dann gleitet er hinab in das flache Land, und bald ist er an seinem Ziel, dem nahen Dorf.

Ich bin den Weg schon mehrmals gegangen, bis hin auf die Höhe. Hier hat man einen wunderhübschen Blick auf hühenumwogte Dörfchen, umrahmt von fernem, tiefem Waldesgrün. Ein paar Kirchturmspitzen weisen hoch in den blauen Himmel. Und diesen warnenden Gottesfingern muß man folgen, ehe noch das Auge und das Ohr sich satt getrunken haben an dieser herrlichen, stillen Erdenvergänglichlichkeit. Ja, es ist etwas Eigenes um diesen Weg! Und mit einem Male steht da neben den Warnfingern der Wegname: Totenweg. Damals, als das Dörflein da unten noch keinen eigenen Friedhof hatte, betete man die Toten im nahen Kirchdorf. Und jeder Leichenzug nahm diesen Weg. Wieviel Schmerz hat dieser Weg getragen! Wieviel Jammer und Leid hat er gesehen und gehört! Wieviel Tränen hat er getrunken! Wieviel Arbeit hatten da die weisendsten Finger! Ob aber die leidrunkenen Augen zur Höhe aufschlugen? Die Kirchturmspitzen sahen wohl nur die, denen das Leid nur bis an die Kleidung ging. Die aber dachten anders; denn wo läme sonst die gemüthliche Sage her, daß auf diesem Wege der Tote das erste Mal auferstehe? Dann nämlich, wenn der

## Friedrich der Große und die pommerische Magd.

Von Gustav Meißner.

Friedrich der Große hatte einmal einen Kammerdiener. Mit dem war der König außerordentlich zufrieden. Nur einmal im Jahre war auf ein paar Wochen lang nichts mit ihm anzufangen. Das war um die Zeit der Weizenernte. Zu dieser Zeit wandelte Fredersdorf — so hieß er mit Namen — wie im Traume im Schloß umher. Er verrichtet zwar sein Amt und seine Arbeit, aber dabei wußten die Arme oft nicht, was die Füße taten. Mittlerweile war dem Könige auch das stille, in sich gekehrte Verhalten dieses sonst so lebenslustigen, allezeit fröhlichen Mannes aufgefallen.

Einmal, als der König vom Spaziergang heimkam und er den Kammerdiener Fredersdorf betäubt in einer Nische stehen sah, rief er ihn an: „He, Kammerdiener, was macht Er da in der Nische? Fängt Er Fliegen oder bläst Er wieder Stumpfsinn? Komm' Er mal her!“

Fredersdorf, überrascht durch diese plötzliche Anrede, wußte weder Antwort noch Auskunft zu geben.

Er fuchtelte mit den gespreizten Händen an der Hofenmaht herum und suchte nach Worten.

„Fredersdorf“, begann der König aufs neue, „ich glaube, Er hat stillen Kummer? hm? Stimmt's?“

Der König faßte ihn an einen der blanken Livreeknöpfe, zog ihn beiseite in einen der dunklen Gänge und — mit dem Krückstock auf den Boden stampfend — sagte er: „Beichte Er!“

Da kam's denn heraus, was unsern biederen Kammerdiener schier immer wieder alle Jahre aufs neue das Herz abdrücken wollte: In seiner pommerischen Dorfheimat hatte ihn vor Jahren ein Mägdlein einen Abschiedsbrief geschrieben. Sie sei nur eine einfache Magd, hatte sie geschrieben, sie könnte nicht ins Schloß ziehen, wenn sie seine Frau werden würde. Das sei ihr dort alles zu sein. Er solle sich lieber nach einer anderen umschauen; sie liebe das dörfliche Leben und bleibe lieber bei dem Kleinvieh und den Garben. Und nun war es wieder die Zeit im Lande, wo die Garben gebunden wurden. Da tauchte dann jedesmal bei unserm abgewiesenen Freierrmann aufs neue die brennende Liebessehnsucht auf. Und mit der Sehnsucht kam das Traurige.

Der König hatte sich die ganze bitterfüße Liebesgeschichte vom Anfang bis zum Ende erzählen lassen, ließ sich dann den Heimatort aufschreiben und die Wegekarte bringen. Am nächsten Morgen besah er zu 4 Uhr den kleinen Reisewagen für eine „Inspektionsreise“.

Surtig ging nun der Weg durch die märkischen Gauen und später durch die pommerischen Gefilde. Allüberall war man auf den Feldern beim Kornschneiden. Als der König das betreffende pommerische Dorf erreicht hatte, das das Ziel seiner „Inspektionsreise“ war, fragte er nach dem Bauern, bei dem die Magd, von der ihm Fredersdorf erzählt hatte und wehlagte, diene. Ein altes Mütterchen, das einsam vor der Haustür unter einer alten Linde saß und ihr Entkündigen wiegte, rief er an den Wagenschlag zwecks Auskunftserteilung heran. Die aber winkte ihn zu sich heran mit der Bemerkung: „Se es eest junger Mann, wenn he wat will, kann he runnet krupen von sie Rutsch! Ich hebb 'n diden Fot; bin froh, da id sitten kann!“

Friedrich, obgleich er längst die „Jungen“ Jahre hinter sich hatte und sich durch die Einschätzung seines Alters geschmeichelt fühlen konnte, kam bereitwillig der Aufforderung nach, setzte sich zu ihr auf

Reichenwagen so durch den schlechten Weg holperle, daß der Sarg fast aufrecht stand.

Heute zieht kein Reichenzug diesen Weg mehr, und ein Fremder vermag ihn lustig und fröhlich zu beschreiten. Wer aber von seiner früheren Bedeutung weiß und sinnend auf der Höhe ein wenig weilt, der fühlt in seinem Herzen eine brennende Sorge um die Seinen aufwallen. Und mit einer großen, edlen Liebe, mit diesem Geschenk des Totenweges, kehrt er beim zu den Lebenden.

#### Der Weidenweg.

Ich liebe es nicht, wenn über den alten, hohlen Weiden die lachende Sonne steht. Darum wurde der nahe Weidenweg mein Abendweg, mein Feierabendglockenweg. Vom Frühling bis spät in den Herbst hinein hole ich mir beim Klang der Abendglocken von ihm Ruhe und Erholung nach des Tages Arbeit.

In diesem Jahr beschreite ich ihn zum erstenmal nach einem heftigen Frühlingsgewitter. Noch blauen im Osten die Wetterwolken. Noch zuckt aus ihnen Blitz um Blitz. Aber die Frösche im nahen Röhrlol stört das nicht. Unaufhörlich quaken sie ihren Frühlingsgesang. Manchmal schwillt er so stark an, daß er das Stöhnen der Lokomotive überhört, die da weit hinter dem Walde ihre Last schleppt.

Die schmalen, grünen Blattspitzen des Hafers drängen aus der schwarzgrauen Erde. Und der nebenstehende Winterroggen, der nun schon fuchhoch ist, reckt sich höher. Er will sich nicht überholen lassen. Aber die Weiden haben Zeit. Das Auge muß schon den Strahlen der scheidenden Sonne folgen, die die

braunen Rutenzweige noch einmal aufleuchten machen, will man den zarten Knospenhauch erspüren. So unendlich winzig ist er noch. Aber er wird stetig zunehmen, bis jeder Zweig ganz mit grünen Blättern behängt ist. Und das Grün wird noch sein, wenn längst schon der Wind über die Stoppeln jagen wird.

Seit ein paar Jahren ist der Weidenweg auch der Postweg. Auf ihm trägt der Eigentümer, der die Poststelle verwaltet, Tag um Tag die Briefsachen ins Dorf. Darum überdenke ich auf meinem Abendspaziergang auch immer die tagsüber bei mir eingelauenen Sendungen. Da sind die inhaltslosen, die gedankenleeren Schreiben. Sie sind wie die Hohlräume der Weidenstämme. Andere gleichen der Rinde. So rissig sind sie. Sie stoßen das Herz wund, wie die Rinde die weiche Kinderhand. Hin und wieder finden sich aber auch Zeilen, denen der Knospenhauch der schlanken Weidengerten anhaftet. So lehrt mich die Weide, daß Erfreuliches und Unangenehmes zusammen erst ein ordentliches Ganzes schaffen. Aber das letztere hat schon erheblich an seiner Macht eingebüßt.

Die Sonne ist bereits zur Ruhe gegangen, und während ich langsam, Schritt um Schritt, heimwärts wandere, senkt sich allmählich das Dunkel der Nacht in die Kronen der Weiden. Manchmal kriecht auch der Nebel aus dem Sog und den Wiesen an den Stämmen hinauf. Gesellt sich denn zum Nachtdunkel und Rebel der Wind, dann gibt es in dem Blätter- und Rutengeirr ein munteres Spiel, bis hin zum Morgen.

## Merkwürdige Schulfeste im Mittelalter.

Wenn Dr. Martin Luther auch einmal im Jorn die Schulen vor seiner Zeit wegen ihrer mitunter barbarischen Zucht rechte Kerber und Hüllen nennt, so gab es aber doch auch schon für die damaligen Schüler nach lauren Wochen frohe Feste, teilweise von einer berartigen Ausgelassenheit, wie sie heutzutage undenkbar wäre. Heute heißt ein vielgebrauchtes Schlagwort: Heraus aus der dumpfen Schulstube, hinaus ins Freie, in die Natur! Aber auch schon im Mittelalter schmückten sich zur Frühlingszeit die Kinder mit Maien und Blumen und zogen unter Führung ihrer Lehrer hinaus in Feld, Wiese und Wald, um zu spielen und sich umherzutummeln. Danach wurden sie dann bewirtet.

Weit verbreitet war das Gregorifest, ein Schulfest, das zur Erinnerung an Papst Gregor den Großen gefeiert wurde. Hierbei trieben die Schüler einen uns sehr sonderbar anmutenden Mummenstanz. In der Schule wurde ein Knabe zum Bischof gewählt und zwei Mitschüler zu den ihn unterstützenden Diakonen. Alle drei zogen an der Spitze der

Schule in priesterlichem Schmud zur Kirche, wo nach einer Schulpredigt des Geistlichen auch der Schülerbischof seine Predigt hielt. Dann wurden die buntgeschmückten Knaben üppig bewirtet und mit Süßigkeiten reich beschenkt. Da am Gregorinstage, 12. März, die Witterung für solch Fest wenig geeignet war, verlegte man es später auf den Dienstag nach Pfingsten und machte es zum Maienfest, das sich bis heute vielerorts erhalten hat \*).

Das Hauptfest fand jedoch am 6. Dezember, dem Tage des Heiligen Nikolaus, statt, und zwar in ähnlicher Weise wie das Gregorifest, nur noch viel ausgelassener und toller. Schon am Abend vorher trieb ein als Junker verkleideter

\*) Anmerkung der Schriftleitung: Eine Schilderung des Gregorifestes an der Kösliner Stadtschule um 1600 hat uns der pommerische Geschichtsschreiber Johannes Micraelius hinterlassen, worüber Dr. Martin Behrman in diesen Blättern (Unsere Heimat 1928, 15) eingehend berichtet hat.

Schüler im Gotteshause die ärgsten Poffen. Am Festtage selbst aber war das Treiben der Schüler nach heutigem Begriff offenbare Verspottung und Verhöhnung des Heiligen und Göttlichen. Denn die zu Priestern gewählten Knaben gingen in feierlicher Prozession zur Kirche, wo sie unter schallendem Gelächter der versammelten Erwachsenen die kirchlichen Gebräuche nachahmten und sogar den Segen erteilten. Nachher zog die ganze Schülerschar unter großem Lärmen durch die Stadt und trieb für den Bischof eine Steuer ein. Die übliche Bewirtung führte zu großer Unmäßigkeit im Essen und Trinken und hatte nicht selten Einbruch, Diebstahl und noch Schlimmeres im Gefolge. Darum dürften wir uns nicht wundern und können es nur rechtfertigen, daß die Kirche von früh an gegen diese Art der Schulfeste war. Es dauerte aber noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, bis diese Auswüchse ganz beseitigt waren.

Harmloser waren meist die Feste, die einzelnen Orten eigentümlich waren. So machten in Nürnberg die Lehrer und Lehrerinnen mit den Kindern eine Kreuzfahrt auf die Hallerwiese, wo sie sich mit Spiel und Tanz vergnügten. Wegen der dabei entfalteten Kleiderpracht der „Vehrmaiden“ wurde sie aber bereits im 17. Jahrhundert von dem Räte verboten. In Naumburg feierte man am 28. Juli das Kirschfest zur Erinnerung an die durch die Fürbitte der Kinder erreichte Rettung der Stadt vor den Hussiten. Dabei wurden die Kinder reich mit Kirsch beschenkt. In Nürnberg gab man alljährlich nach der Heuente den Findelkindern ein besonderes Fest. Sie zogen, mit ihren Schulmeistern an der Spitze, mit Kränzen auf den Häuptern und in rote Röde gekleidet, aus dem Baisenhause zur Festwiese, wo sie reich bewirtet wurden und sich bei allerlei Spielen vergnügten. Zu den beliebtesten Schulfesten gehörten auch die bis in unsere Zeit üblichen Preisverteilungen an fleißige Schüler; sogar die Studenten erhielten noch Fleißmedaillen. Wir sehen also, daß das als so finster verschriene Mittelalter für die Schulfeste doch nicht aller Freuden bar war. C. Br.

## Auf heimatischen Pfaden.

Ferienwonne im pommerischen Dorfe.

Von Reinhold Lange.

Es gibt ein Heimweh, dessen sich auch der Erwachsene nicht zu schämen braucht, das ist die stille Sehnsucht nach den Klängen und Farben und Gestalten, nach den Wolken und Bäumen und Menschen der Heimat.

Unser liebes Pommerland hat eine Reihe von kleinen Ortschaften, deren Bewohner meinen, daß da „nichts los“ sei. Es sind dabei Orte, die andere Leute gar nicht so langweilig finden, bei denen die Einheimischen nur durch die Gewohnheit abgestumpft sind. Mein Heimatdorf Coeslitz im Camminer Kreise hat keine Berge, keine Seen, hat vielleicht manches nicht, was anderswo Schönheit und Poesie erzeugt.

die hölzernen, schiefen Bank und fragte nach diesem und jenem.

„Fredersdorf? . . . Fredersdorf? . . . Ach, he meint null de oll Fredersdorpsche ehr Koarl? Jo, dat is 'n Hober Kopp! He is hoch an! He is jo königlich woarn! Jo, he was jo up de Schol all so 'n polit'scher Kopp!“

Der König, von der Alten unerkannt, freute sich sehr über die freundliche Auskunft der alten Großmutter. Sie wies ihm den Weg ins Feld und er schenkte ihr ein blankes Goldstück.

Als Friedrich das Feld betrat, kam ihm auch schon eine Magd mit einem Bindband — geflochten aus einer Handvoll Wehren — entgegen, machte einen Knix und sagte einen Bindespruch auf. Sie hielt ihn anscheinend für einen Offizier, der dem Gutsherrn einen Besuch machen wollte. Jedenfalls ahnte sie nicht, wem sie das Band um den Arm geschlungen hatte.

Bei den übrigen Erntearbeitern aber fing es an zu dümmern. Einer flüsterte es dem andern frabend zu: „Dat is doch der König!“ Jo, Kiel, do hät he jo den Krüdstock!“

Friedrich freute sich über das frische, fröhliche Wesen der Magd, über den Bindespruch, mit dem

sie ihn begrüßt hatte, und nun fragte er sie nach ihrem Namen.

Wie ein Blitz fuhr es da auf einmal durch all ihre Sinne, als der König die Frage tat: „Warum will Sie denn den Fredersdorf nicht heiraten? He?!“

Eine Blut durchschloß die vollen, dicken Wangen. Sie war sprachlos.

„Nur raus mit der Sprachel“, sagte der König, „ist ein sauberer, schmucker Kerl, dieser Fredersdorf! Will Sie ihn nicht?!“

Nun wirbelte sie an dem Schürzenzipfel, drehte ein paar mal mit den großen, blauen Augen und begann mit lauter „Wenn“ und „Aber“. „Wenn er nicht „königlich“ geworden wäre . . . wenn sie nicht alle Tage so „fein“ zu gehen braucht . . . wenn sie nicht jahrein, jahraus in der Stadt zu wohnen brauchte . . .“

„Dem kann abgeholfen werden“, meinte der König, „wenn ich Euch dort in dem Oberbruch eine kleine Hafersstelle verschaffe mit hundertzwanzig Morgen Land, ein paar Pferde im Gespirt und etlichen Kühen im Stall! He? Will Sie dann?!“

„Und wer borgt uns die nötigen Talers?“ „Das soll nicht Ihre Sorge sein!“

Daraufhin streckte ihr der König die Hand hin und sagte kurz und bestimmt: „Da, schlag Sie ein!“

Die Bindemagd fing unheimlich an zu lachen, gab dem König die Hand, riß sie bald wieder los und eilte, was sie laufen konnte, fort zu den übrigen Erntearbeitern.

Der König stieg in den Wagen, der am Feldweg hielt, und in wenigen Minuten war er den Blicken der Feldarbeiter entschwunden.

Als die ersten Frühlingsstrahlen des kommenden Jahres an ihren Nidern in den Himmel zu klettern begannen, zog in ein Oberbruchdörflein ein neuer Wirt und eine junge Wirtin ein. Die Leute im Dorf erzählten sich, daß er Fredersdorf heißen solle und daß er zuvor Kammerdiener beim König gewesen wäre.

Einige wollten sogar wissen, daß sämtliches Leinen und sämtliche Wäsche der jungen Frau ein Geschenk des Königs sei. Wieder andere wollten gehört haben, daß überhaupt die ganze Wirtschaft mit allem toten und lebenden Inventar ein Geschenk des Königs sei an seinen Kammerdiener als Lohn und Dank für langjährigen treuen Fleiß am Königshof.

So unrecht hatten sie alle nicht!

Es handelt sich nur darum, das wirklich zu beachten, was da ist. Es ist überall tausendmal mehr Bemerkenswertes, als man auf den ersten Blick zu sehen glaubt. Du stilles Dorf, ich weiß, du wirst verachtet von vielen — von allen, die die Schönheit nicht in den verborgenen Winkeln der Heimat suchen. Du bist ein bescheidener Weltwinkel, aber mir scheint, als könnte man in dir einen großen Schatz finden — den lieben, stillen Duft der Heimat, nach dem sich die Seele sehnt, wo sie auch weilen mag.

Der Mensch braucht etwas, das er liebhaben kann. Er braucht einen Platz auf der Erde, wo seine Seele verwurzelt ist. O Jugenderinnerung, wie steigst du so golden herauf mit einem Sommersonntagmorgen. Sie wandeln langsam die alte, graue, buckelige Landstraße mit ihren Bogen und Schlangenlinien, mit ihren treuesten Begleitern, den alten Weiden und Pappeln, daher zur Kirche, die Dorfbewohner des Kirchspiels, Männer und Frauen, in ihrer mitunter noch altererbten, eigenartigen Tracht, die zum Teil schon stark vergilbten Gesangbücher unter dem Arm oder in den Händen. Ich kenne noch viele der alten treuherzigen, wettergebräunten, von der Arbeit vorzeitig gefurchten Gesichter der Kirchgänger, auf die der stille Sonntagfriede seinen säntigenden Widerschein wirft.

Hinter dem Wiesental, durch das die dunklen Erlen und glänzenden Weiden im Gänsemarsch ziehen als die Trabanten des tiefgebetteten Bälzer Baches, ragt das spitze Schieferdach des Kirchturms in die Höhe. Er steht da, wie ein Prophet, der mit Gott geredet hat und das Dorfvolk segnet. Trotz seines verwitterten Aussehens ist er ein gutmütiger Geselle, darum haben ihn auch alle lieb. Jetzt fangen die Glocken zu läuten an. O, wie vertraut ist mir ihr Klang! Wie oft bin ich als Kind im Gebälk um sie herumgeklüppert, Fledermäuse, Eulen und Dohlen aufzusuchen. Wie oft habe ich, neben den Glocken stehend, zu den Schalllöchern hinausgeschaut in den väterlichen Garten, über die Dächer hinweg ins Kornfeld. O, du Heimatglockenklang, wer hat wohl solche Macht wie du!

Aber was wäre die Kirche mit ihrem Turm ohne den sie umgebenden alten Friedhof, der, schon mehrere Jahrzehnte lang seiner eigentlichen Bestimmung enthoben, jetzt mehr und mehr mit seinen uralten Bäumen einem Park ähnlich sieht. Was sind die architektonisch schönen Gärten der Neuzeit gegen dieses romantisch verwachsene Fleckchen Erde, an dem Jahrhunderte vorübergegangen sind. Es hält uns seine Schönheit nicht gleich entgegen, nach und nach erst können wir in sie eindringen und entdecken so täglich etwas Neues.

Noch einen verweilenden Blick in den sich anschließenden Wiesengrund. Gleich einer glühenden Ringelnatter durchschlingelt ihn der Bälzer Bach mit seinen selbstgeschaffenen Ufergestaltungen, die immer schön sind, weil sie natürlich sind. Erlen, Nüstern und krumme Weidenstrünke dazwischen halten geheimnisvolle Zweisprache; sie neigen sich gegenseitig die Köpfe zu. Vielleicht ist ein strammer Hecht in einem tiefen Wasserkoll ihrer Betrachtung Gegenstand. Oder sind wir es gar, die am Ufer im Gras liegen und der Angel wachen Blickes folgen, ob nicht bald ein Fisch am Köder pupzt?

Nicht eng aneinandergedrückt wie in der Stadt, sondern friedlich und allein — hier eins und dort eins — gucken die größtenteils strohgedeckten Häuser aus dem Grün hervor. In den Gärten summen die Bienen. Unter einer großen Linde träumt ein alter Brunnen. Ab und zu kommt ein Mädchen, um Wasser zu holen. Langsam sinkt der Eimer hinab in die Tiefe und wird mit einer Stange wieder heraufgezogen. Denkt man da nicht an die altvertrauten biblischen Geschichten von Rebekka und der schönen Rachel? Märchen werden in der Seele wach von Goldmarie und Pechmaria. Denn auch das Märchen ist ein Dorfkind. „In seinem Herzschlage rauschen die Bäche, ziehen die Mühlenträder, die Dorfkinderseelen und der sonnenlichtdurchlungene Tag des Bauern, dem neben der schweren Arbeit die süße Quelle der Träume und Kindergedanken unverjagbar rieselt und tropft. Und wie die Märchen in allen Stämmen des Lebens immer auf dem Grunde unserer Seele bleiben und uns immer wieder beglücken, so ist auch das Dorf in uns ein Bild des Friedens, der Gottesandacht und des Sichselbstgehörens in der Stille. In das Dorf hinein atmet Gott

und an der Melodie des Dorfes weht und wirkt Ur-mutter Natur.“

Überallhin fließen die goldenen Sonnenstrahlen. Es sind Tage, an denen die Erde auch ihrem trüb-seligsten Pilger ein Lächeln entlockt, ein dankbares, daß er noch mitwandern darf durch die goldene Au, die ihren duftenden Ueberfluß mit ausgebreiteten Armen jauchzend verschleudert. Wie so unendlich besfreiend und beseligend ist doch dies Losgelöstsein aus dem Lebenswirbel der großen Stadt mit ihrer Hitze und der Jagd nach dem Erwerb. Wie stählen sich in dieser ländlichen Abgeschiedenheit Leib und Seele und füllen sich wieder mit neuer Schaffenskraft.

## Allerlei aus dem Vogelleben der Heimat.

Von E. Genski.

Im Vorwinter 1930/31 stellten sich im ostpommerschen Küstengebiet seltene gefiederte Gäste ein. Wochenlang hielten sich zwei Steinadler in den Forsten am Budowsee auf; dieser See war ihr Jagdrevier. Die Adler ernährten sich hier vorzugsweise von dem auf dem See während der Zugzeit zahlreich rastenden Bleßhühnern, die sie mit großer Geschicklichkeit auf dem Wasser zu jagen und schlagen verstanden. Auch am Gardersee sind in letzter Zeit, besonders im Spätherbst, Steinadler auf der Jagd nach Wasserwild beobachtet worden. Zweifelloso handelte es sich um Durchzügler. Schneeammern und Ohrenlerchen zogen im Vorwinter zahlreicher als sonst durch. Ich beobachtete diese Nordländer bis um die Weihnachtszeit häufig im Dünen Gelände und auf den Strandwiesen, einzelne auch noch im späteren Winter, ferner Berg-hänflinge, Birken- und Erlenzeisige sowie die nordische Form des Raubwürgers. Eichelhäher und Bergfinken waren im letzten Winter auffallend zahlreiche Wintergäste wie kaum zuvor. Diese als auch Kernbeißer ließen sich viel an den Futterplätzen sehen.

Durch das Vordringen der Frostgrenze von Osten her bevölkerten starke Flüge von Gänsefägern, Reiherenten, Schellenten, Bergenten, Tafelenten, Stockenten und Singschwänen die Strandsseen. Nach dem Zufrieren verblieben nur wenige an den meist offen bleibenden „Tiefs“, vereinzelt suchten Gänsefäger, auch Mittelfäger, Schellenten und Stockenten die Ostsee auf. Im Spätwinter waren die eisfreien Fluß- und Bachläufe des Hinterlandes bevorzugte Aufenthaltsorte der Stockenten, selbst auf Quellbächen und Drainage-wassergräben beobachtete ich oft Nahrung suchende Stockenten. Von sonstigen nordischen Wasservögeln waren Eisenten auf der Ostsee am stärksten vertreten, weiterhin auch Samtenten, weniger dagegen die Trauerente.

Wo ausgedehnte Steinfelder den Boden des Küstensees bedecken, so beispielsweise zwischen Funkenhagen und Bodenhausen, zogen sich wegen des zahlreichen Vorkommens von kleinen Schneeden, Muscheln, Krestierchen usw. oft große Flüge von Tauchenten zusammen. Den Nordseetaucher (meist im Winter- und Jugendkleide) beobachtete ich im Küstensee unweit des Strandes häufig beim Fischfang, ferner im letzten Winter den sehr selten erscheinenden Ohren- oder Horn-taucher, von dem ich bereits 1928 ein sich in Nehen gefangenes, totes Exemplar von hiesigen Küstentischern erhielt, das ich als Belegstück präparieren ließ. Gryllummen und Dreizehenmöwen waren weitere seltene nordische Gäste an der ostpommerschen Küste im Winter 1930/31. Letztere beobachtete ich mehr im Vorwinter, wenn sie in kleinen Gesellschaften im Strandsande standen und bei hohem Seegang allerlei an den Strand beförderte Meerestierchen und Fischchen eifrig aufnahmen. Erwähnenswert ist noch die Beobachtung des Falkenbussards, der im letzten Winter an zwei Stellen mit Sicherheit bestimmt worden ist. Merlinfallen zogen vereinzelt noch im Januar an der ostpommerschen Küste nach Westen durch; sie verfolgten auf ihren Raubzügen die kleinen Vögel sogar bis in die auf dem Trockenplatz liegenden Fischteufen, wohin diese sich geflüchtet hatten. Zu gleicher Zeit und noch bis Anfang Februar 1931 zogen merkwürdigerweise zahlreiche Flüge von Wacholderrosseln die Küste entlang von Ost nach West.

Fern brausen die Weltstädte. Hier auf dörflicher Flur wird uns tägliche Brot geforgt. Auch von Erde und Bauernfleiß. Allmählich verfinstert die Sonne verblutend hinterm Kiefernwald. Die schwieligen Hände der Bauern und Tagelöhner rasten. Flachsblonde Dorfmadchen schreiten am Bachrande entlang und singen alte Volkslieder, viele von den Liedern, die die Ahnen der Dorfmadchen schon sangen, als sie noch ebensolche Flachsköpfe waren. Du pommersches Dorf, des deutschen Liedes stiller Hort, Gott erhalte dir deine Eigenart und dein deutsches Lied!

Troß Kälte und Schnee begannen sich die Rebhühner schon früh zu paaren. Am 28. Februar und 2. März 1931 begegnete ich bereits Paarhühnern. Am 8. März beobachtete ich bei 5 Grad Kälte und Schneelage aus nächster Nähe an einer Feldscheune und an einer Dornhecke das nicht alltägliche, hochinteressante Naturschauspiel harter Rebhahnkämpfe. Selbst bei den später noch häufig auftretenden, starken Schneefällen gingen die Vögel dennoch nicht mehr zusammen. Die ersten großen Brauhögel beobachtete ich am 22. März, die ersten Bekassinen am 24. März und die Fischreier bezogen ihre Horste am 29. März 1931.

## Deutsche Heimatbücher.

Was ist niederdeutsch? Beiträge zur Stammeskunde. Herausgegeben von der Fehrs-Gilde. Verlag der Fehrs-Gilde, Kiel 1928. 260 S. mit 5 Tafeln und 1 Karte. Ganzleinen 6,50 RM.

Die Fehrs-Gilde, eine Gemeinschaft niederdeutscher Menschen zur Vertiefung und Fortentwicklung niederdeutscher Kultur auf der Grundlage unseres Stammestums, hat sich in diesem Buche die Aufgabe gestellt, das Wesen des Niederdeutschen aus Landschaft und Rasse und den höheren Ausdrucksgebieten des Lebens in Sprache, Volksbrauch, Schrifttum, Kunst, Weltanschauung, Geschichte zu bestimmen und zu diesem Zwecke eine Anzahl namhafter Gelehrter und Schriftsteller um ihre Mitarbeit gebeten. Ueber „Die niederdeutsche Landschaft“ schreibt Ewald Banke über „Niedersachsens Urbewölkerung“ Dr. Schwantes, Abteilungsleiter am Völkerkundemuseum in Hamburg, über „Rassen in Niederdeutschland“ Universitätsprofessor Dr. F. R. Günther, über „Stammeskunde“ Universitätsprofessor Dr. D. Bremer, über „Die niederdeutsche Sprache“ Universitätsprofessor Dr. C. Borchling, „Von niederdeutscher Art“ Museumsdirektor Dr. D. Lehmann, über „Das Niederdeutschtum in der Geschichte“ Erich Rosendahl, Hannover, über „Das niederdeutsche Schrifttum“ Prof. Adolf Bartels, über „Niederdeutsche Kunst als Ausdruck niederdeutschen Wesens“ Dr. R. Nissen, über „Weltanschauung und Religion in Niederdeutschland“ Superintendent Dr. W. Lueder, über das Wesen des niederdeutschen Katholizismus Dr. F. Hammerschmidt und in einem Schlußwort faßt Pastor Ch. Boed das reiche Ergebnis all dieser Untersuchungen kurz und übersichtlich zusammen, wobei er zu folgendem Bild des niederdeutschen Menschen kommt: „Der niederdeutsche Mensch stellt eine Abart des deutschen Menschen nach der Richtung hin dar, daß die vorwiegende Innerlichkeit des Deutschen durch einen starken Tatsachensinn ein kräftiges Gegengewicht erhält. Nicht wird die Innerlichkeit zurückgedrängt oder gar aufgehoben, aber sie erhält eine andere Stellung in dem Ganzen des Charaktersausbaus. . . . Mit seinem nüchternen Verstande die Wirklichkeit der Dinge erfassend, fühlt er sich doch getrieben, ins Innere der Welt grublerisch einzudringen. Juristisch, staatsmännische, praktische Begabung zeichnet ihn aus, daneben hat er Anlage zum philosophischen Zergliedern. . . . Sein fester, zäher Wille steckte ihm Ziele auf weite Sicht und läßt ihn, da er sich von fremden Einflüssen und von Zufälligkeiten unabhängig hält, immer wieder auf seinen Weg zurückkehren, den er oft mit Härte verfolgt.“